Eine Schreckensnacht in Brady Island.

Eine Geschichte aus den einstmaligen Westen.
Von Emil Berdan.

Die Station Brady Island an der Union Pacific Railroad im westlichen Theile von Nebraska bestand zu der Zeit, als diese Bahn gebaut wurde, nur aus dem Stationsgebäude selbst und einem Hause, das etwa 100 Yards von der Strecke abseits in der Prairie stand und von einem Mr. Bankers nebst Frau und ihrem etwa zehn Wochen alten Kinde bewohnt wurde.

Mr. Bankers trieb einen flotten Handel mit den Sioux-Indianern, denen er miserablen Whiskey gegen gute Büffelfelle austauschte. Dadurch war er zwar zum wohlhabenden Manne, aber auch gleichzeitig den Rothhäuten wegen seiner unverschämten Prellereien gründlich verhaßt geworden.

Ohnehin grollten die Indianer dem Eindringen der Bleichgesichter in ihre Jagdgründe durch die Eisenbahn und hatten früher bereits mehrfach blutige Gemetzel unter den Settlers und Arbeitern angerichtet, waren aber durch die Anwesenheit der Government Scouts bisher so ziemlich im Zaum gehalten worden. Als diese jedoch die Gegend verließen und, dem Bahnbau folgend, weiter nach Westen zogen, begannen die rothen Teufel im Rücken derselben wieder ihre frechen Raubzüge.

In dieser Zeit weilte bei der Familie Bankers ein junges, hübsches Mädchen, Tressie Vaughan mit Namen, die jüngste Schwester der Frau Bankers. Die junge Dame hatte in Omaha eine Lehrerinnenprüfung glücklich bestanden und eine Stelle an einer kleinen Landschule, etwa sechs Meilen nördlich von der Station angenommen. Morgens fuhr Mr. Bankers sie hinaus und holte sie Abends, nach Schluß der Schule, wieder zurück.

Der junge Stationsagent hatte sich sterblich in sie verliebt. Sie aber hatte ihn sehr kühl behandelt und ihr Herz mittlerweile an den Conducteur des Personenzuges No. 17 verschenkt, welcher sie im nahenden Herbste als seine junge Frau heimzuführen gedachte.

So standen die Sachen, als in einer entsetzlich stürmischen Gewitternacht ein Reiter von der offenen Prairie von Osten her auf das Stationsgebäude zujagte, vom dampfenden Pferde sprang und mit dem Büchsenkolben heftig an die Thür zum Wartezimmer pochte.

„Wer klopft da?“ rief der Agent von innen.

„Deadshot Bill, der Pawneescout!“ antwortete der Reiter mit rauher Stimme.

„Seid Ihr's? Was wollt Ihr so spät?“

„Macht, daß Ihr fortkommt! Die Sioux sind mir auf den Fersen! Good bye!“ gab der Scout zurück, bestieg sein Pferd und jagte in die von grellen Blitzen geisterhaft beleuchtete Prairie längs der Bahnstraße nach Westen davon.

In demselben Augenblick beginnt auch schon der Telegraph zu arbeiten. Der Agent horcht gespannt.

„Plum Creek!“ lautete die Depesche. „Ueberfall! — Sioux! — Flucht!“

Dem jungen Mann klapperten die Zähne vor Entsetzen. Einen Moment ist er unschlüssig, was zu thun sei. Er ermannt sich und telegraphirt weiter:

„Ogallala! — Ueberfall! — Sioux! — Hülfe! — Hülfe!“

„Sie sind in Plum Creek, also zehn Meilen von hier. Noch hab ich Zeit sie zu warnen und zu retten!“ flüsterte er, keuchend vor Aufregung. Dann schließt er schnell die Billets, das Geld und sonstige Werthsachen in den Geldschrank, ladet seine beiden Revolver und Repetirbüchse, legt die Waffen bereit, löscht das Licht, schlüpft hinaus, verschließt das Gebäude und läuft im strömenden Regen hinüber zum Hause Mr. Bankers.

Ein greller Blitz zeigt ihm die Richtung. Endlich steht er davor.

„Hallo! Mr. Bankers! Hallo!“ ruft er laut, indem er mit der Faust an die Fensterladen schlägt.

„Was ist los, Jim?“ brüllt der Gerufene erschreckt.

„Rettet Euch! Die Sioux überfallen uns! Schnell!“

„Geht doch! In dieser entsetzlichen Nacht?“

„By God! Save your life!“ Es ist keine Zeit zu verlieren!“

„Der Henker hole die Bestien!“ brummt Bankers. „Es ist gut, Jim! Wir verstecken uns im Sturmkeller! Denke an Deine Sicherheit!“

„Ihr seid verrückt, Bankers! Sie werden Euch ausräuchern! Es stehen mehrere Viehwagen auf dem Geleise! Ich schiebe sie her! Eilt da hinein! Ich schließe, und Ihr alle seid sicher! — Schnell!“

Damit eilte der Agent zurück nach der Strecke und schiebt mit der Kraft der Verzweiflung einen leeren Waggon heran, öffnet die Schiebethüre, ordnet das Stroh auf dem Fußboden und wartet.

Heulender Prairiesturm. Prasselnder Regen. Zischende Blitze. Krachender Donner.

Der Agent, bis auf die Haut durchnäßt, hält aus am Wagen.

„Wenn sie ihn nur finden werden,“ murmelte er. „Licht darf ich nicht machen!“

„Hallo! Jim!“ ruft Bankers durch die Finsterniß. „Wo bist Du?“

„Hierher! Bankers, hierher!“

„Schändliches Wetter! Hilf, Jim! Die Miß ist schwach geworden.

Damit steigt Bankers mit dem ächzenden Baby in den Waggon und hilft seine Frau herein. Indessen eilt der Agent fort, findet die Ohnmächtige, hebt sie auf und trägt die süße Last auf seinen Armen nach dem Waggon.

„Helft Bankers!“ keucht er, und dieser hebt das leblose Mädchen in den Waggon. „Legt sie auf das Stroh in der Ecke! Grüßt sie von mir!“

„Braver Junge, Jim! Wo aber bleibst Du?“

„Auf meinem Posten! Lebt wohl! Auf Wiedersehen! Sagt Miß Tressie, daß ich sie liebe!“

Dann schiebt er die Thüre des Waggons zu und eilt in das Stationsgebäude zurück.

„Braver Junge, Jim!“ brummt Bankers. „Du solltest sie haben! Aber so sind die Weiber!“ Dann bettet er die Frauen auf das Stroh, findet eine schwere eiserne Brechstange und stellte sie in Bereitschaft an die Wand.

„Huioh! Huih, huih! Hiohui. Huioh!“ schallt es aus hundert Indianerkehlen von Osten her. Pferdegetrappel donnert über die triefende Prairie.

„Da sind sie! Da kommen sie! Seht, seht die Schurken! Rette Dich, armer, treuer Jim!“ ruft Bankers und starrt durch eine Ritze in der Schiebethüre. „Armer, treuer, braver Junge!“

Beim Schein der bläulichen Blitze kann man die befiederten und bemalten Fratzen der blutdürstigen Rothhäute fast erkennen. Im Nu umzingeln sie das Haus des Mr. Bankers.

„Hallunken!“ knirscht dieser. „Ihr werdet mir meinen Whiskey aussaufen!“

Die Hälfte der Bande ist abgesessen und macht einen Anlauf gegen die Thüre. Diese sinkt, von Kolbenschlägen zersplittert, zusammen, und über die Trümmer drängen sich die Indianer hinein.

„Huih! Huioh! Hiouhiih!“ Sie haben den Ladenraum erbrochen und rollen die Whiskeyfässer heraus. „Huioh! Hui! Huih!“ jauchzen die Draußenstehenden, sitzen ab, schlagen den Fässern den Boden ein und saufen sich satt, einer nach dem andern. Dann zündet einer ein Bündel Zeitungen im Hause selbst an, und bald schlagen die Flammen zu Fenstern und Thüren heraus.

„Hui! Huioh!“ brüllten sie und suchen taumelnd in den Ställen nach den Bewohnern. Auch in den Sturmkeller dringen sie ein und leuchten mit Feuerbränden umher.

„Sucht! Sucht!“ lacht Bankers. „Ihr werdet sie nicht finden! Dank Dir, Jim! Du bist ein brader Junge!“ —

Wo ist Jim? Sehen wir uns schnell nach ihm um.

Als er das Stationsgebäude erreicht hatte, schloß er die Thür von innen, schob mit Aufbietung aller seiner Kräfte den Geldschrank davor und setzte sich im Dunkeln in eine Ecke des kleinen Zimmers, das als Billetschalter und Schlafraum diente, und spannte den Hahn seiner Repetirbüchse. Als auch er das Geheul vernahm, stand er auf und eilte an's Fenster. Hier sah er, wie das Wohnhaus des Mr. Bankers in Flammen aufging.

„Dank Gott! Sie ist gerettet!“ flüsterte er. „In den Waggons werden sie niemand vermuthen! Aber kommt denn keine Antwort?“

Schnell sprang er an den Tisch, suchte hastig nach dem Taster und telegraphirte:

„Brady Island! — Ueberfallen! — Hülfe! Hülfe!“

Sofort kam die Antwort von der Station Ogallala her.

„Extrazug mit Government-Scouts abgelassen — Aushalten! — In 20 Minuten Hülfe!“ — Aushalten!“

„Aushalten will ich!“ flüsterte Jim grimmig, die beiden Revolver zu sich steckend. „Sie ist gerettet, und das ist genug! Ich halte aus!“

Er setzt sich und erwartet den sicheren Ansturm der betrunkenen Bestien.

Da! Ein fürchterliches Geheul, wie von hundert Höllenhunden! Der bezechte Schwarm der rothen Teufel wälzt sich nun nach dem Stationshause.

Schon sind sie ganz nahe. Da schießt Jim auf's Gerathewohl durch die Holzwand. Ein Stöhnen, ein schwerer Fall auf die hölzerne Plattform, und der Häuptling der Rotte wälzt sich, Blut speiend, umher und verröchelt.

Nun prasselt eine Salve gegen die Wand von außen her, und ein halbes Hundert Kugeln pfeift an Jim vorüber in die gegenüberstehende Bretterverkleidung, welche das Wartezimmer abschließt.

Jim wirft sich nieder und kriecht zum Telegraphen.

„Hülfe! — Brady Island! — Station in Gefahr! — Hülfe! — Hülfe!“ signalisirt er in rasender Eile. Dann springt er hinter den Geldschrank, indessen Salve auf Salve durch das Zimmer kracht.

„Aushalten! — Aushalten! — Hülfe nah!“ lautet die Antwort.

Jim wird muthig, kriecht hervor und fängt an, das Feuer der entmenschten Bestien zu erwidern. Als er seine Repetirbüchse geleert hat, greift er zu den Revolvern und feuert im Liegen nach allen Seiten. Ein Dutzend zu Tode Getroffener rollt von der schlüpfrigen Plattform in den Graben.

„Aushalten! — Aushalten!“ klappert der Telegraph.

„Und wenn ich sterben muß!“ denkt Jim. „Sie dürfen nicht auf die Wagen aufmerksam werden! Wenn nur das Baby nicht schreit!“ flüstert er und rutscht auf dem Bauche nach seinem Patronengürtel, um die Revolver zu laden.

„Hui! Huiah! Hi — oh! Hui! Hui!“ brüllt die besoffene Bande draußen und zieht sich zurück vor dem glücklichen Feuer Jim's.

Eine Gefechtspause tritt ein. Einige Rothhäute sind nach dem Wohnhause getaumelt, um aus den im Regen verlöschenden Ruinen desselben Feuerbrände herbeizuholen, um das Stationsgebäude in Flammen zu setzen, um den tapferen Agenten auszuräuchern.

Mittlerweile haben sich zwei oder drei Sioux heimlich den Waggons genähert. Sie huschen lautlos von Wagen zu Wagen und stechen durch die offenen Schiebethüren mit den Büchsenkolben in dem Stroh umher. Bankers belauscht sie, die Brechstange in der Faust, durch eine Ritze.

„Verwünscht! Die geschlossene Thüre muß uns die Hallunken auf den Hals ziehen!“ murmelte er und schiebt die Thüre langsam auf.

„Was thust Du, Mann?“ flüstert die Frau bebend. „Sie werden uns finden!“

„Schweig! Sie finden uns nicht! Versteckt Euch im Stroh! Schnell! Sie kommen!“

Die Frauen kriechen in den Winkel. Das Baby ist still.

Die beiden anderen Sioux haben mittlerweile die vergebliche Durchsuchung der Wagen aufgegeben und sind zu der Bande zurückgekehrt, die Brand auf Brand herbeischleppt und um das Stationsgebäude aufthürmt.

Plötzlich steckt der dritte, zurückgebliebene Indianer sein scheußlich bemaltes Gesicht durch die Thür des Waggons und schwingt sich mit einem Ruck hinauf. Da saust die Brechstange nieder, Blut und Gehirn spritzt umher, und die Rothhaut taumelt lautlos nieder auf das Stroh.

„Elende Bestie! Das hast Du für Deine Neugier!“ flucht Bankers und wirft Stroh über den Leichnam. „Wie mag es dem armen Jim ergehen?“

Schon ist das Wohnhaus bis auf den Grund ausgebrannt, und der Regen hat die Flammen fast gelöscht. Jeder Versuch, das Stationsgebäude anzuzünden, ist vergeblich, und nun bereitet sich die Rotte vor, dasselbe mit Sturm zu nehmen. Es fällt Bankers schwer, ruhig im Wagen zu bleiben, während der Agent um sein Leben ringt. Aber er muß die Frauen beschützen. —

Jim blutet bereits aus mehreren Wunden, doch wehrt er sich tapfer, und jede Rothhaut, die in den Schein des Feuers zu treten wagt, bezahlt diese Kühnheit mit einer Schußwunde. Von der ringsum aufgehäuften Gluth sind jedoch die Scheiben im Wartezimmer geplatzt, und erstickender Rauch dringt herein, der dem schießenden Agenten das Zielen erschwert und ihn durch das laute Husten verräth. Mit Aufbietung des Restes seiner Kräfte schleppt Jim sich zu dem Apparat und telegraphirt mit blutigen Fingern:

„Bin verloren! — Hülfe! — Kann mich nicht lange mehr halten! — — Hülfe!“

„Aushalten! — Aushalten!“ erwidert der Kollege von Ogallala her. „Zug hat North Platte passirt! — Aushalten!“

North Platte ist die letzte Station westlich vor Brady Island. Gottlob, nun kann es nur noch etwa zehn Minuten dauern.

„Aushalten! — Aushalten!“ wiederholt der Apparat.

„Hui! Hui! Huioh!“ heult die blutgierige Rotte und bearbeitet die starke eichene Thür zu dem Billetzimmer mit Tomahawks und Gewehrkolben. Jim feuert seine letzten Patronen, dann sinkt er ohnmächtig nieder in seinem Blute. Er kann nicht mehr. Es muß bald aus mit ihm sein.

„Tressie! Tressie! Der Himmel schütze Dich!“ stöhnt er leise.

Horch! In der Ferne rollt und rasselt es heran!

Bankers lauscht. Der heulende Sturm trägt den Schall deutlich herüber. Der strömende Regen kann das Geräusch nicht mehr dämpfen.

„Hurrah!“ ruft Bankers. „Hülfe kommt!“ Er schaut aus dem Waggon und erblickt etwa 500 Yards westlich auf den Schienen ein heranschleichendes, schwarzes, funkensprühendes Ungethüm. Es ist die Maschine des Extrazuges von Ogallala, die langsam, ohne Kopflaterne, heranrollt. „Der Zug ist da! Hurrah! Hurrah! Halt aus, Jim, braver Junge! Halt aus! Noch zwei Minuten, und wir alle sind gerettet!“

Der Waggon fängt an zu zittern und zu schwanken. Man hört das Brummen des kochenden Wassers im Dampfkessel. Ein Zischen, Knarren, Dröhnen und Donnern und — der Zug, eine Maschine nebst Tender und zehn Frachtwaggons mit bewaffneten Scouts rollt an dem Stationsgebäude vorüber und bremst. Das Gebrüll der Rothhäute, das Geprassel des Gewehrfeuers hindert diese daran, den Zug rechtzeitig zu bemerken.

Sofort öffnen sich die Thüren der Waggons, heraus springen die tapferen Scouts, ihnen voran ein Offizier der U. S.-Infanterie mit gezogenem Degen und im Nu wimmelt die Plattform von blitzenden Flintenläufen und Bajonnetten.

„Salve!“ commandirt der Offizier. „Legt an! — Feuer!“

Hei! Wie das blitzt und knallt! Hurrah! Die rothen Teufel sinken paarweise zusammen. Der Rest eilt zu den Ponies und jagt davon. Bankers ist mit der eisernen Brechstange herbeigeeilt und schlägt die sich etwa Erhebenden erbarmungslos nieder.

„Hallo! Mr. Bankers!“ ruft eine Stimme durch den Lärm.

„Hier! Hier!“ brüllt dieser.

„Lebt Miß Tressie? Lebt sie noch?“

Es ist der junge Conducteur, welcher auf der Maschine mitgefahren war.

„Sie lebt! Hurrah! Wir sind gerettet! Hurrah!“ jubilirt Bankers und fällt dem jungen Mann um den Hals. „Kommt! Kommt! Dort sind sie alle wohlbehalten im Waggon! Der brave Junge hat uns alle gerettet! Hurrah für Jim Dooney! Mein Haus ist hin! Mein Whisky ist ausgesoffen. Aber wir sind gerettet! Kommt!“

Damit eilen beide nach dem Waggon.

„Tressie! Mein Engel!“

„Bob! Mein guter, lieber Bob!“

Braut und Bräutigam liegen sich in den Armen und weinen vor Glück und Freude.

Inzwischen haben die Truppen die schwelenden Brände von dem Stationsgebäude hinweggeräumt und die Leichen bei Seite geschoben.

„Auf!“ ruft der Conducteur. „Laßt uns unsern Sieg nach Ogallala telegraphiren. Man ist gespannt auf die Nachricht! Hallo! Jimmie!“

Damit eilt der junge Mann in das Billetzimmer.

Entsetzt prallt er zurück. Das junge Mädchen stößt einen herzzerreißenden Schrei aus und sinkt ohnmächtig ihrem Geliebten an die Brust.

Aus dreizehn Schußwunden blutend, bleich wie Schnee, die Arme mit den leergeschossenen Revolvern weit von sich gestreckt, liegt der Agent da in den letzten Zügen. Noch einmal erhebt er den Kopf. Sein brechender Blick streift die zarte Gestalt Tressie's. Ein wehmüthiges Lächeln auf den Lippen, ein tiefer Seufzer — und er stirbt zu ihren Füßen.

„Braver Junge, Jim! Braver Junge!“ ruft Bankers und wischt sich die Augen.

„Aushalten! — Aushalten —!“ klappert der Telegraph.

Admiral Tromp.

Am 25. April waren es 300 Jahre her, daß Maarten Harpertszoon Tromp, einer der größten Seehelden, welche die Welt gesehen, in Brielle geboren wurde, durch dessen Einnahme durch die Wassergeusen am 1. April 1752 der achtzigjährige Freiheitskampf gegen Spanien eröffnet wurde. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während unter den Statthaltern die hervorragenden Führer des Landheeres fast durchweg dem Adel, theilweise sogar fürstlichen Familien angehörten, gerade die besten und berühmtesten Flottenführer ganz niederer Abkunft waren, so Jakob van Heemskerk, Piet Hein, Tromp und De Ruyter.

Tromp's Vater war ein einfacher Matrose; seine Lebensgeschichte stellt einen förmlichen Roman dar. Von seinem achten Lebensjahre an schwärmte er auf allen Meeren der Erde umher; er war verschiedene Jahre Sklave eines englischen Seeräubers, entrann wie durch ein Wunder der Gefangenschaft, nahm dann auf holländischen Kauffahrteischiffen Dienst, wo er Rangstufen bis zum Capitän rasch durchlief, und trat schließlich in den Dienst der staatischen Kriegsflotte. Diese hatte zwar an tüchtigen und erfahrenen Offizieren durchaus keinen Mangel, aber es fehlte durchweg an einer einheitlichen Leitung. Hätte Piet Hein, der Eroberer der spanischen Silberflotte und einer der genialsten Admirale, länger gelebt, so würde er diese Aufgabe wohl erfolgreich gelöst haben. Die Generalstaaten sahen diesen Fehler auch recht gut ein und übertrugen deshalb nach dem Tode Piet Hein's dem Statthalter Friedrich Heinrich die Würde eines General-Admirals, in der die Leitung des ganzen Seewesens concentrirt werden sollte. Der Prinz war durch die Kriegführung zu Lande zu sehr in Anspruch genommen, als daß er der Flotte die nöthige Aufmerksamkeit und Arbeitskraft hätte widmen können, aber er wußte es doch durchzusetzen, daß im Jahre 1637 der noch nicht 40jährige Capitän Tromp, der kurz vorher aus Aerger über die Verhältnisse in der Flotte seine Entlassung genommen hatte, als Lieutenant-Admiral zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Streitkräfte der Republik zur See ernannt wurde. In unglaublich kurzer Zeit wurden die allernöthigsten Reformen zu Stande gebracht; man konnte alsbald den Seeräubern von Dünkirchen, die dem holländischen Handel unsäglichen Schaden zufügten, kräftig zu Leibe gehen, und im Jahre 1639 wurde die an der englischen Küste bei Duins vor Anker liegende spanische Flotte von Tromp angegriffen und trotz ihrer Uebermacht vollständig vernichtet. Von dieser Niederlage, die für Spanien in Anbetracht der Verhältnisse noch viel schwerer und verhängnißvoller war, als der Untergang der Armada, hat es sich niemals mehr erholt und seine Kräfte zur Fortsetzung des Krieges waren gebrochen. So kann Tromp als der eigentliche Schöpfer der niederländischen Flotte gelten, die in der Folge die jahrelangen Kämpfe mit England um die Herrschaft zur See zu führen hatte.

Aber er war nicht nur ein meisterhafter Organisator, auch die Taktik erfuhr durch ihn eine vollständige Umwandlung. Das zeigte sich zum ersten Male bei Duins, wo die holländische Flotte unter den Augen des englischen Königs und zahlreicher britischer Seeoffiziere ihre glänzenden Operationen ausführte. „Ein neues Licht über die Taktik“, heißt es in einem bald darauf erschienenen Werke eines englischen Marineoffiziers, „ging plötzlich vor den englischen Seeleuten auf, wodurch sie ganz andere Lehren empfingen, die sich ihrem Gedächtnisse tief einprägten. Zum ersten Male sahen sie statt eines Schauspiels einzelner Kämpfe von Schiff gegen Schiff, worauf sich ihre bisherige Erfahrung beschränkte, den wohlberechneten Kampf einer ganzen einheitlich geleiteten Flotte und die vielfältigte Macht der Berechnung und Führung. Und als endlich die Zeit angebrochen war, daß sie selbst diesem erfahrenen und kundigen Admiral gegenübertreten mußten, waren sie zur Ueberzeugung gekommen, daß sie die frühere unzweckmäßige Weise der Kriegführung aufgegeben und ihre Flotten nach dem Vorbilde ihres großen Gegners und Lehrmeisters führen mußten.“

Als Spanien zu Boden geworfen war und der Friede von Münster die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Republik feierlich anerkannt hatte, begann der ungleiche Kampf gegen England (Mai 1652 bis April 1654). Alle Verhältnisse hatten sich zum Nachtheile der Republik verändert; im Inneren standen einander zwei Parteien, die oranische und die staatische, mit bitterem Hasse gegenüber, mit der Abschaffung der Statthalterschaft war auch die Würde eines General-Admirals in Wegfall gekommen, das Band zwischen den fünf Admiralitäten war zerschnitten, so daß sie auf's Neue Provinzial-Collegien wurden, jede suchte ihre Verpflichtungen auf die Schultern der anderen zu werfen, häufig fehlte es an Geld zur Anschaffung der nothwendigsten Ausrüstungsmittel, die holländische Schiffe waren viel kleiner und schwächer, als die englischen, hatten weniger und leichtere Geschütze als diese und waren auch schlechter bemannt, so daß Tromp erklärte, „daß wenigstens 50 Schiffe in der englischen Flotte namhaft machen könne, von denen das schlechteste besser sei, als das beste holländische.“

Die Besatzung der holländ. Flotte bestand zum großen Theil aus Landsoldaten, die das Meer noch nie gesehen hatten und alsbald seekrank wurden, ja, es kam mitten im Kriege sogar vor, daß die Admiralität von Amsterdam aus Mangel an Geld gezwungen war, sämmtliche Arbeiter auf der Schiffswerft zu entlassen, wiewohl Tromp und De Ruyter erklärt hatten, nicht mehr in See stechen zu wollen, wenn man ihnen keine neuen und besseren Schiffe liefere. Und trotz alledem wurden in 15 Monaten 12 große Seeschlachten geschlagen, aus denen die holländischen Flottenführer, namentlich Tromp, wenn auch nicht vom Glück begünstigt, doch mit unsterblichem Ruhme bedeckt, hervorgingen.

Eine Zeit lang war Tromp in Ungnade gefallen und des Oberbefehls entsetzt worden, weil man ihm Schuld gab, daß die Hälfte der Flotte am 5. August durch einen Sturm verloren ging. Als aber der Admiral DeWitt, hauptsächlich durch die Pflichtvergessenheit vieler Capitäne, am 8. Oktober eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, wurde Tromp wieder mit dem Oberbefehl betraut. Am 1. Dezember stach er mit neunzig Kriegsschiffen in See und schlug am 10. Dezember den Admiral Blake, der nach der Themse flüchten mußte, und dessen Flotte nur durch das Einbrechen der Nacht vor vollständiger Vernichtung bewahrt wurde. Bald darauf, am 28. Februar 1653, kam es zwischen Tromp und Blake zur dreitägigen Seeschlacht bei Portland; am dritten Schlachttage hatte die Hälfte der holländischen Flotte kein Pulver und keine Kugeln mehr, der Vortheil war auf Seiten der Engländer, aber der Ruhm war gleich. „Tromp hatte,“ wie Cornelius DeWitt, der auf der Flotte anwesende Bruder Johann DeWitt's, an diesen berichtete, „wunderbaren Muth gezeigt und ein unglaubliches Talent entwickelt.“ Am 12. Juni stand Tromp dem Admiral Monk bei Nieuwport gegenüber; die viel schwächere holländische Flotte wurde geschlagen. Am 8. und 10. August kam es zur Schlacht bei der Ter Heyde im Angesicht der Küste. Tromp konnte die englische, 112 Schiffe starke Flotte, nur mit 82 angreifen, zum Glück stießen noch 27 Segel zu ihm: der heftige Streit blieb zwar unentschieden, aber der Feind war doch genöthigt, die holländische Küste, die er acht Wochen lang blockirt hatte, zu verlassen. Gegen das Ende dieser Schlacht wurde Tromp auf seinem Admiralschiff von einer Kugel tödtlich getroffen, und damit war seine ruhmreiche Laufbahn geschlossen. Seine Leiche ruht nicht weit von der oranischen Gruft in der Kirche von Delft neben derjenigen von Hugo Grotius.

Unbeschreiblich groß war die Trauer um den hingeschiedenen Seehelden. Der Rathspensionär, Johann de Witt, der große Staatsmann, der mit Tromp, einem begeisterten Anhänger des oranischen Hauses, zeitlebens auf gespanntem, ja oft geradezu feindlichem Fuße stand, schrieb an den niederländischen Gesandten in Paris wenige Tage nach der verhängnißvollen Schlacht: „Er war ein Seeheld, dessen Gleichen die Erde wenige getragen hat und in der Zukunft vielleicht nicht wieder erstehen wird.“

Das Ende eines Tigerjägers.

Ein Engländer Namens Walter Brock, Ingenieur an der Süd-Mahratta Eisenbahn in Indien, hat auf gräßliche Weise seinen Tod gefunden. Er ist das Opfer seiner Leidenschaft als Tigerjäger geworden, nachdem er unzählige Male bei Ausübung dieses gefährlichen Sports Glück gehabt hat und bereits eine große Sammlung prächtiger Häute besaß, die sämmtlich von Tigern herrührten, die er eigenhändig erlegt zu haben sich rühmen durfte. Der Mann hat die Absicht gehabt, in allernächster Zeit nach England zurückzukehren. Er wollte vorher nur noch einmal seinem Lieblingsvergnügen nachgehen, um wenn möglich, noch einem Tiger den Garaus zu machen. Zufällig erhielt er bald darauf die Mittheilung, daß eines dieser blutdürstigen Thiere seinen eigenen Distrikt unsicher mache, und schnell entschlossen begab sich der kühne Jäger mit zwei anderen Sportliebhabern in die Dschungeln, um dem furchtbaren Raubthier auf die Spur zu kommen. Man entdeckte seine Fährte auch nach kurzer Zeit und Brock sah zu seiner Freude, daß es ein ganz besonders großes und prächtig gezeichnetes Exemplar war. Der erste Schuß aus seinem Gewehr traf bereits, aber nicht tödtlich; der anscheinend schwer verwundete Tiger schleppte sich fort und verschwand im Dickicht. Mr. Brock folgte der Fährte des Thieres, ohne darauf zu achten, ob seine Jagdgenossen auch in seiner Nähe blieben. In einiger Entfernung erblickte er endlich den angeschossenen Tiger ausgestreckt am Boden liegen. Er eilte näher und warf zuerst vorsichtshalber einen Stein nach dem wie leblos daliegenden Körper. Was nun folgte, war das Werk eines Augenblicks. Das Thier sprang auf und stürzte sich auf den unglücklichen Jäger, ehe dieser noch sein Gewehr anlegen konnte. Der rechte Arm des Mannes wurde in dem furchtbaren Kampfe entsetzlich zerfleischt und sein Kopf buchstäblich skalpirt. Die auf die Hilferufe herzueilenden Shikarries verscheuchten den wüthenden Tiger endlich, der sich wieder in das Dickicht flüchtete, wo er am nächsten Tage todt aufgefunden wurde. Mr. Brock, der trotz seiner gräßlichen Wunden noch einen Weg von zwei englischen Meilen zurücklegte, starb nach 24 Stunden im Hospital.

Ein lustiges Radfahrerstücklein.

Vor Kurzem passirte in einem hessischen Städtchen ein lustiges Radfahrerstücklein. Stand da an einem schönen Nachmittage ein biederer und wohlbeleibter Metzgermeister breitspurig an seiner Ladenthür. Ihm zu Füßen spielt ein allerliebstes kleines Kätzchen. Es war eine rührende Idylle. Doch mit des Geschickes Mächten ..... Plötzlich stürmt hoch zu Stahlroß ein Jüngling heran, — da, — ein Ruck! ein Krach! und Roß und Reiter lagen auf der Erde! Das arme Kätzchen streckte entseelt alle Viere von sich; der Radler hatte es überfahren. — In düsterem Schweigen und mit grimmigen Blicken musterte der biedere Schlachtermeister den unglückseligen Sportsmann, der dastand, als ob er nicht bis drei zählen konnte. Endlich erholte er sich von seinem großen Schrecken, stammelte unzählige Entschuldigungen, und sagte dann zum Metzgermeister, der immer noch in düsterem Schweigen verharrte: „Wisse Se was, Maaster, ist kann ja doch deß aarm Kätzi net mehr lewendig mache, awwer wir drinke jetzt e gut Flasch Wein zusamme!“ — Und sie wanderten selbander zur nächsten Kneipe, und tranken eine Flasche und noch eine Flasche, bis sich das Gesicht des gestrengen Metzgers wieder aufheiterte zur Freude des Unheilstifters. Der Radfahrer bezahlte die nicht kleine Zeche und zog erfreut von dannen. Als er gerade im Begriff war, sein Stahlroß zu besteigen, zog ihn Freund Metzgermeister zur Seite und sagte in bedauerndem Tone: „Ei, wann ich jetzt nur wißt', wem deß dumme Vieh gehören dhet!“ —

Die Hände Napoleons.

Ein französischer Journalist Georges Barral hat vor einigen Jahren in seinen Familienpapieren ein höchst interessantes Dokument aufgefunden, welches er wahrscheinlich demnächst veröffentlichen wird. Es handelt sich um eine Zeichnung der beiden Hände Napoleons des Ersten, nach der Natur ausgeführt am Tage nach der Schlacht bei Bautzen von dem Großvater des betreffenden Journalisten, der Unteroffizier bei den Grenadieren der kaiserlichen Garde war. Dieser stand zufällig hinter dem Kaiser während einer langen Unterredung desselben mit einigen Offizieren. Der Kaiser hielt seine Hände hinter dem Rücken, und der Unteroffizier, der ein vortrefflicher Zeichner war, kopirte sein Modell mit größter Genauigkeit, indem er besonders — wie er in seinen Papieren ausdrücklich hervorhob — den Handlinien große Aufmerksamkeit schenkte. Herr Barral hatte im Jahre 1884 diese Zeichnung dem berühmten Handwahrsager Desbarolle vorgelegt, ohne ihm vorher mitzutheilen, welche Hand hier dargestellt war. Desbarolle, der glaubte, daß die Hand eines Vorfahrens Barrals sei, gab seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß der Mann, welcher diese Hand hatte, nicht etwas Außerordentliches gethan habe. Erst nach beendigter Konsultation erfuhr Desbarolle den wahren Sachverhalt und triumphirte dann natürlich nicht wenig über seine große Wahrsageleistung.